

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Karen Perry**

**Was wir getan haben**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

# PROLOG

KENIA, 1982

Eine Frau liegt auf einer Wiese und sonnt sich. In dem hohen Gras um sie herum wispern und summen unsichtbare Insekten. Nicht weit von ihr sitzen die Kinder, zappelig und gelangweilt, aber sie lassen sie zum Glück in Ruhe. Über ihr flimmert die Luft vor Hitze. Es ist fast Mittag.

Sie hat sich die Plane im Gras ausgebreitet, die ihnen als Zeltboden gedient hat und von der ein schaler Geruch nach Schweiß oder Schimmel aufsteigt. Doch das stört die Frau jetzt nicht, wie sie so daliegt, ausgestreckt, die Beine an den Knöcheln gekreuzt, ein aufgeschlagenes Taschenbuch ungelesen auf dem Bauch, die Augen mit einer Sonnenbrille vor dem gleißenden Sonnenlicht geschützt. Sie will einfach nur eine Weile entspannen und die Hitze in sich aufsaugen.

Sie atmet die drückende Luft ein, spürt die sengende Erde unter sich und lässt die Stille der weiten Graslandschaften ringsherum auf sich wirken. Die anderen sind vor einer halben Stunde aufgebrochen, folgen der ausgefahrenen Piste zum Masai-Dorf, und sie, Sally, ist geblieben, um auf die Kinder aufzupassen. Aber die sind in einem Alter, das sich elterlicher Auf-

sicht widersetzt. Den ganzen Sommer über haben sie sie schon auf Abstand gehalten, sind voll und ganz in ihrem neu entdeckten Bündnis aufgegangen, ihren eigenen geheimen Spielen, ihrem eigenen heimlichen Code. Sie fühlt sich ausgeschlossen durch dieses neue Bedürfnis der Kinder nach ungestörter Privatheit. Auch jetzt, wo sie unruhig werden, offenbar mit einmütiger Entschlossenheit vom Boden aufstehen. Sie setzt sich auf und schaut ihnen nach, wie sie zielstrebig über die Wiese gehen.

»Jungs!«, ruft sie ihnen hinterher, und als sie ein zweites Mal ruft, bleiben sie stehen. Luke dreht sich zu ihr um, Nicky flüstert Katie irgendetwas zu.

»Was ist?«

Sie muss die Augen mit einer Hand abschirmen, um das Gesicht ihres älteren Sohnes zu sehen, und obwohl es im Schatten liegt, kann sie seine mürrische Miene erkennen, den argwöhnischen Blick, mit dem er sie in letzter Zeit immer ansieht. Neuerdings hat sie das Gefühl, dass der Junge sie irgendwie verachtet.

»Wo wollt ihr hin?«

»Zum Fluss.«

»Nein, Luke, das ist gefährlich –«

»Dad lässt uns immer hin.«

»Trotzdem, mir ist nicht wohl dabei –«

»Ach, verdammt nochmal.«

»Luke!«, ruft sie empört.

Er öffnet den Mund, um etwas zu sagen, verkneift es sich aber und steht einfach da, nagt an der Unterlippe und wartet. Sally ist gereizt und fühlt sich unbehaglich, spürt die gewaltige Hitze, die um sie herum aufsteigt. Als sie an die Bäume denkt, die den Fluss säumen, den wohltuenden Schatten dort, bringt sie es nicht über sich, mit ihm zu streiten.

»Also schön«, sagt sie, bemüht, entschlossen und konsequent zu klingen. Sie wünschte, sie würde nicht sitzen. Ihre Autorität wirkt angeknackst, sie unten auf der Plane, während ihr Sohn überheblich auf sie hinabschaut. Ein Zehnjähriger mit dem Hochmut eines Aristokraten. »Aber seid gefälligst vorsichtig, verstanden? Alle drei.«

Sie hebt die Stimme, damit auch die anderen beiden sie hören. Katie schaut zu ihr rüber, aber Nicky hält die Augen stur auf die staubige Erde gerichtet.

»Luke«, sagt sie schneidend, als er sich zum Gehen wendet. »Du passt auf die anderen auf, ich verlass mich auf dich. Ist das klar?«

Er wirft ihr einen Blick zu, verschlossen und unergründlich, und da ist es wieder, dieses Gefühl, das sie in letzter Zeit hat, dass er sich beherrschen muss, um nicht mit irgendetwas rauszuplatzen und sie zur Rede zu stellen.

»Ist das klar?«, wiederholt sie.

Er zuckt die Achseln und wendet sich ab. Sie sieht, wie er zu den anderen läuft, sie überholt, die Schultern mit grimmiger Entschlossenheit gestrafft, und dann scheinbar unaufhaltsam weiter zum schattigen Flussufer strebt, während die anderen hinter ihm hertraben. Wie unterschiedlich sie sind, ihre beiden Söhne. Der eine ist unerschrocken und von geradezu animalischer Energie beseelt, der andere zurückhaltend, verträumt und schüchtern. Sally fällt es manchmal schwer, zwei so verschiedenen Kindern gerecht zu werden. Wenn sie ehrlich zu sich ist, weiß sie, dass sie eine größere Schwäche für ihren jüngeren Sohn hat, weil sie spürt, dass sie ihn intuitiv versteht, dass sie sich mit seiner Verträumtheit, mit seinem reichen Innenleben identifizieren kann. Ihr älterer Sohn ist ihr ein ewiges Rätsel, obwohl er sein Leben so geradlinig lebt, fast aggress-

siv, mit einer Tatkraft, die sie manchmal verblüfft. Ein warmes Gefühl erfasst sie, während sie ihnen nachschaut, bis sie die Bäume erreichen und im Schatten verschwinden – ihre beiden Söhne, ihre wunderbaren Jungs.

Die Sonne ist zu grell, und die drückende Hitze macht es unmöglich, noch länger mitten auf der Wiese zu bleiben. Sie spürt förmlich, wie ihr Körper austrocknet, genau wie die hart gebrannte Erde um sie herum. Außerdem hat sie einiges zu erledigen, ehe die anderen zurückkommen. Sie steht auf und geht zurück zum Lager, lässt ihr Buch und die Plane liegen – sie wird sie später holen, wenn Ken und Helen mit einem anderen Fahrer zurückgekehrt sind.

Die Zelte sind schon abgebaut, müssen aber noch zusammengefaltet und eingepackt werden, eine Arbeit, die sie unterbrochen haben, als Mackenzie wieder aufkreuzte und sie merkten, dass er betrunken war. Gott, was für eine Szene. Sally möchte gar nicht mehr daran denken. Sie bleibt an dem weißen Minibus stehen, um nach Mackenzie zu sehen, bevor sie die Zelte in Angriff nimmt. Sie späht durchs Beifahrerfenster und sieht ihn ausgestreckt auf der Vorderbank, ein Arm über dem Kopf, der andere in den Fußraum hängend, beobachtet kurz das stetige Heben und Senken seiner Brust, während er seinen Rausch ausschläft. Sein Gesicht kann sie nicht sehen, weil es zur Rückenlehne gedreht ist.

»Ich mag ihn nicht«, hatte sie gleich am ersten Tag zu Jim gesagt.

Sie waren im Büro in Kianda, zu zweit. Mackenzie war gerade gegangen.

»Wieso nicht?«, hatte Jim überrascht gefragt.

»Ich trau ihm nicht«, war ihre Begründung, und Jim hatte kopfschüttelnd gelacht, um den Blick dann wieder auf seine

Unterlagen zu richten, während er mit dem Stift in der Hand einen Rhythmus klopfte.

»Du traust doch niemandem«, hatte er gesagt, doch in seiner Stimme lag Zuneigung, ein heiterer Unterton, der seinen Worten die Schärfe nahm.

Aber es stimmte – sie traute dem Mann nicht, obwohl es keinen Grund dafür gab, nur ihr eigenes Bauchgefühl. Er hatte kaum das Büro betreten, als sich bei ihr auch schon Skepsis meldete. Er war klein, hatte dünne, angespannte Schultern, ein eckiges Gesicht und eine platte Nase, mit Nasenflügeln, die ständig geweitet schienen. Sie hatte ihn beobachtet, wie er sich eine Zigarette ansteckte und dann die ganze Zeit paffte, während sie die Einzelheiten besprachen. Seine kleinen Augen huschten durch den Raum, verweilten aber so gut wie nie auf ihr. Er sprach ausschließlich mit Father Jim, als wäre Sally gar nicht da. Das Weiß seiner Augen war gelblich, wie vom Nikotin verfärbt, und er sah ihr nicht ein einziges Mal direkt ins Gesicht.

»Er wirkt durchtrieben«, hatte sie gesagt.

»Hör mal«, sagte Jim, bemüht vernünftig, »er kennt sich in der Gegend gut aus, und er kennt die Safarirouten wie seine Westentasche. Such von mir aus jemand anderen, aber du wirst niemanden finden, der so einen Riecher für Großwild hat wie Mack, glaub mir.«

Sie hatte eingewilligt. Deshalb war es in gewisser Weise ihre Schuld, dass ihr Fahrer am letzten Tag der dreitägigen Safari nach dem Aufwachen verschwunden war.

Am späten Vormittag dann näherte sich der weiße Minibus in Schlangenlinien und kam in einer Staubwolke schlingern zum Stehen. Sobald Mackenzie ausstieg, hatte sie gewusst, dass er betrunken war. Seine schiefe Mütze, sein torkeliger Gang, als

er auf sie zukam, die Art, wie er würgend einatmete, als müsste er die aufsteigende Galle unterdrücken.

»Ach du Schande«, hatte Ken gesagt. »Er ist besoffen.«

Und das war er. Sogar stockbesoffen. Er war auf sie zugewankt, hatte versucht, ein paar Worte aneinanderzureihen, aber nur eine zusammenhanglose gelallte Entschuldigung herausgebracht. Helen war förmlich explodiert. Ken war der Geduldsfaden gerissen, und Sally war dermaßen wütend geworden, dass sie jemanden hätte umbringen können. Ein furchtbarer Streit entbrannte. Als hätte der Alkoholrausch des Fahrers ein Streichholz an eine hochentzündliche Atmosphäre gehalten, die seit Tagen geschwelt hatte und nun endlich in Flammen aufging.

Als Sally sich in der sengenden Hitze der Mittagssonne bückt, um die Zelte zusammenzufalten, spürt sie, wie Scham sie durchflutet. Sie hätte es nie so weit kommen lassen dürfen. Die Worte, die sie ausgesprochen, die Dinge, die sie gesagt hatte – vor ihren Kindern, vor Helens Tochter –, waren unverzeihlich.

Sie würde sich mit Helen aussöhnen müssen, obwohl es schwierig sein würde, dafür eine gute Gelegenheit zu finden. Heute Abend würden sie zurück nach Nairobi fahren – falls sie einen Fahrer fanden –, und am nächsten Tag würden Helen und Katie nach Hause fliegen. Und was dann?

Sie packt die Zelte ein, verstaut die ordentlichen Bündel beim übrigen Gepäck und schaut sich um, ob noch irgendwelche Habseligkeiten herumliegen. Von den anderen ist noch immer nichts zu sehen.

Rufe schallen von den Bäumen am Fluss herüber – Freudenschreie und Lachen, kecke Herausforderungen. Helens Worte fallen ihr wieder ein – *Du passt doch auf Katie auf, ja?* Sie spürt einen kleinen Stich schlechten Gewissens. Die Rufe locken sie

zum Fluss, ebenso wie ihr Wunsch, aus der prallen Sonne herauszukommen.

Selbst hier, im Schatten der Akazien, ist es noch höllisch heiß. Schweiß perlt ihr auf der Stirn, und sie wischt ihn mit dem Unterarm ab, und als sie hinunter ins Halbdunkel blickt, müssen ihre Augen sich erst an das jähe Verschwinden des Sonnenlichts gewöhnen. Ein freudiges Juchzen, das kreischend aus dem Schatten ertönt, lässt sie zusammenzucken; unwillkürlich weicht sie einen Schritt zurück, dann hört sie ein lautes Platschen. Sie blickt nach unten aufs Wasser, sieht, wie es sich kräuselt und kleine Wellen schlägt, ehe Lukes blonder Kopf auftaucht, dann sein nackter Oberkörper. Seine Haut glänzt, und als sie ihn ruft, sieht sie für einen ganz kurzen Moment pure Freude auf seinem Gesicht, doch sogleich ist die Maske wieder da und löscht das Strahlen.

»Was?«, fragt er mürrisch.

»Ich hab doch gesagt, ihr sollt nicht ins Wasser gehen.«

»Nein, hast du nicht.«

»Doch, Luke, das hab ich. Es ist zu gefährlich.«

»Du hast gesagt, wir sollen vorsichtig sein, und das sind wir. Aber du hast nicht gesagt, dass wir nicht reindürfen.«

Sie zögert – ein schwerwiegender Fehler. Er lässt sich wieder ins Wasser sinken, sieht ihr dabei herausfordernd in die Augen.

»Wo ist Nicky?«, fragt sie.

»Da drüben.« Sie folgt seinem ausgestreckten Arm, sieht das dunkle Haar ihres jüngeren Sohnes ein Stück weiter weg. Er hockt im seichten Wasser, und es sind zwei Mädchen bei ihm, aber keins der beiden ist Katie.

»Hallo«, sagt sie zögernd und sucht sich vorsichtig einen Weg hinunter zum Wasser. »Wie ich sehe, hast du neue Freunde gefunden, Nicky.«



Der Junge schaut nicht auf, bleibt einfach, wo er ist, die Knie an die Brust gedrückt, und starrt ins Wasser, mit einem seltsamen kleinen Lächeln im Gesicht.

»Hallo, Lady!«, ruft das Mädchen neben ihm.

Sally lacht über die Begrüßung und sieht das Mädchen an – weißblondes Haar rechts und links zusammengebunden, zwei große neue Schneidezähne leuchten Sally entgegen, daneben auf beiden Seiten Lücken, wo die zweiten Zähne sich gerade erst zeigen. Ein kaninchenartiges Gesicht voller Sommersprossen, Pausbacken. Das Lächeln der Kleinen ist offen und warm, doch sie hat etwas an sich, das Sally nicht genau benennen kann. »Beschränkt« scheint ihr schließlich das passende Wort dafür zu sein. Der Blick des Mädchens wirkt irgendwie stumpf und tranig. »Nicht sehr helle«, hätte Sallys Vater gesagt.

»Wie heißt du?«, fragt sie freundlich.

»Cora.«

»Hallo, Cora.«

»Und das ist Amy.«

Ein Daumen deutet ruckartig auf ein kleines Mädchen, das hinter ihr steht. Es trägt ein zerschlissenes, in den Schlüpfen gestopftes Kleidchen, hat das gleiche weißblonde Haar wie ihre Schwester, aber die Augen sind scharfsichtiger, der Blick aufgeweckter. Sally schätzt das Mädchen auf vier oder fünf.

»Dürft ihr denn hier am Fluss spielen?«, fragt sie, verwundert darüber, dass das kleinere Kind in der Obhut des älteren Mädchens gelassen wird.

»Ja klar. Pops hat nichts dagegen.«

Sally blickt über die Schulter des Mädchens, vorbei an der Baumreihe am anderen Flussufer. Da ist eine Lichtung mit den undeutlichen Umrissen eines Hauses. In den vergangenen Nächten haben sie durch die Bäume den Schein eines Lager-

feuers gesehen, Rauch, der in die Nacht aufstieg. Als sie Mackenzie fragten, wer da wohnen würde, hatte er abfällig geschnaubt. »Zigeuner.«

Sally betrachtet diese Mädchen mit ihren verwaschenen Kleidern, dreckigen Gesichtern und Füßen, und ist plötzlich verunsichert.

»Wo ist Katie?«, fragt sie.

»Hier bin ich.«

Die Stimme, direkt hinter ihr, lässt Sally zusammenfahren. Sie dreht sich um, sieht Katie noch im Schatten sitzen, die Füße in Sandalen nebeneinander, die Hände um die Knie gelegt und große runde Augen, die durch das Halbdunkel ernst zu ihr hochschauen.

»Was machst du da?«, fragt Sally, unangemessen scharf, aber sie hat den Schreck noch nicht ganz verwunden.

»Nichts«, sagt Katie, die Augen unverwandt auf Sally gerichtet.

»Kommt jetzt, es wird Zeit, wir müssen zum Lager zurück«, sagt Sally entschieden.

»Ist Dad schon wieder da?«, fragt Luke.

»Nein. Aber es kann nicht mehr lange dauern.«

»Noch zehn Minuten.«

»Nein, sofort.«

»Och, bitte, Mum«, sagt er, ein wehleidiges Jammern in der Stimme. Es geht Sally unter die Haut, dass er zum ersten Mal seit Tagen wieder »Mum« zu ihr gesagt hat. Irgendetwas in ihr wird schwach.

»Also schön.«

Und warum auch nicht? Besser, sie lässt sie weiter hier spielen, wo sie ihren Spaß haben, als sie zurück zum Lager zu schleppen, wo sie nörgeln und stöhnen und sie laufend fragen würden, wann die anderen wiederkommen.

Sie klettert die Uferböschung hoch, bleibt stehen, um einen letzten Blick auf die Kinder zu werfen – Luke, der durchs Wasser gleitet, Nicky, der sich dem Mädchen mit den Hasenzähnen zugewandt hat, Katie, die still und teilnahmslos dasitzt und die beiden beobachtet. Sally betrachtet sie noch einen kurzen Moment, ehe sie sich abwendet. Und als sie wieder hinaus in die gleißende Hitze tritt und spürt, wie das trockene Gras ihre Knöchel streift, ahnt sie nicht, dass sie die Kinder gerade zum letzten Mal in ihrer Unschuld gesehen hat, zum letzten Mal eine so bedingungslose Liebe empfindet. Sie weiß es noch nicht, aber in weniger als einer Stunde wird sich ihr ganzes Leben verändert haben.

Alles ist jetzt gepackt und abfahrtbereit, doch die anderen sind noch immer nicht zurück. Sally legt sich wieder bäuchlings auf die Plane und versucht, ihr Buch zu lesen. Doch die Wörter verschwimmen auf der Seite, Schweiß rinnt ihr in die Augen. Bald gibt sie es auf, dreht sich auf den Rücken und schließt die Augen.

Sie spürt, wie ihr Körper in der Hitze glüht, stellt sich vor, sie wäre ein winziges Insekt, das unter dem sengenden Blick der afrikanischen Sonne gefangen ist. Drei Jahre sind sie mittlerweile hier, und jetzt, wo Kens Vertrag ausläuft, steht eine Entscheidung an. Kehren sie nach Irland zurück, oder wird er mit allen Mitteln versuchen, seinen Vertrag um ein Jahr zu verlängern? Die Jungs werden langsam groß und brauchen eine schulische Perspektive. Außerdem ist da Sallys eigene Arbeit in Kianda, die ihr immer wichtiger wird. Sie denkt an das Haus in Irland, in den Wicklow Mountains, an die Zimmer voll mit geerbten Antiquitäten, und versucht, sich vorzustellen, dorthin zurückzukehren, da weiterzumachen, wo sie aufgehört hat.

Afrika hat sie verändert. Sie ist nicht mehr dieselbe Frau, die in diesen Räumen mal den Haushalt geführt hat. Eine Tür in ihr ist geöffnet worden, und sie fürchtet, die Rückkehr nach Irland würde bedeuten, sie für immer zuzuschlagen.

Müdigkeit kriecht in ihre Glieder, zerrt sie Richtung Schlaf. Sie sollte die Kinder holen. Nur noch fünf Minuten, dann wird sie aufstehen und zum Fluss gehen.

Es muss eine Entscheidung getroffen werden – Ken wird sie bald dazu drängen. Tatsächlich hatte sie gehofft, sie wüsste es inzwischen, hatte gedacht, ihr würde irgendwie klarwerden, was sie tun sollte. Doch ihre Gedanken sind trübe, völlig undurchsichtig. Und da ist noch eine andere Entscheidung, die ihr keine Ruhe lässt – ein Ultimatum, das ihr kurz vor ihrer Abfahrt in die Masai Mara gestellt wurde, ein Ultimatum von jemand ganz anderem.

»Ich muss es wissen«, hatte der Mann gesagt. »Ich kann nicht ewig hierbleiben und auf dich warten.«

Sie hatte die drei Tage auf Safari eigentlich zum Nachdenken nutzen wollen. Aber wenn sie mal einen Moment Zeit für sich hat, will sie darüber am allerwenigsten nachdenken.

Dann kommt er, der Schlaf, schwingt sich herab und packt sie. Unter der brennenden Sonne lässt sie alles los – den Streit heute Morgen, ihre bröckelnde Freundschaft, das Ultimatum, die Unentschlossenheit und die Furcht, die ihr in letzter Zeit im Nacken sitzt – das alles verschwindet, als sich die Dunkelheit des Schlafes über sie breitet.

Ein Schrei.

Schrill, von Panik durchsetzt.

Sie hört ihn im Traum. Sofort reißt sie die Augen auf, blin-

zelt im grellen Sonnenlicht, spürt, dass sich sonnenverbrannte Haut an Stirn und Wangen spannt.

Wieder ein Schrei. Sie stemmt sich hoch, den Kopf schwer und benommen vom Schlaf. Sie schaut sich um, desorientiert, hinter den Augen das erste Pochen eines nahenden Kopfschmerzes.

Stille umfängt sie. Nur das sanfte Säuseln einer Brise im Gras, das Ticken und Summen von Insekten. Vögel in den Bäumen. Und doch lässt das Fehlen jedes anderen Lauts eine Alarmglocke in ihr losschallen. Sie kann die Kinder jetzt nicht hören, aber sie erinnert sich an den Schrei, und ihr Herz versetzt ihr einen jähen angstvollen Stich. Sie weiß, sie hat ihn nicht bloß im Traum gehört.

Sie rappelt sich hoch, lässt den Blick über die leere Wiese schweifen und wendet sich dann zum Fluss. Sie geht mit schnellen Schritten, die Erde hart und unnachgiebig unter den Fußsohlen, wird angetrieben von der Furcht, die in ihr erwacht ist.

Die Stille scheint sich zu vertiefen, dichter zu werden, als die dunkle Baumreihe vor ihr auftaucht.

Eine Stimme flüstert in ihrem Kopf.

*Die Jungs.*

Und dann setzt sie ein, die Flut beängstigender Möglichkeiten – ein Sturz, ein gebrochener Arm, ein aufgeschlagener Kopf, ein Schlangenbiss –, das alles wirbelt durch sie hindurch, während sie sich einen Pfad durchs Buschwerk bricht. Die Stille scheint jetzt rings um sie herum zu tosen, und die warnende Stimme in ihrem Kopf ermahnt sie, ruhig zu bleiben, sich zu wappnen für das, was sie erwartet.

Ein weiterer Schrei – diesmal vom anderen Ufer – lässt sie wie angewurzelt stehen bleiben.

Und dann begreift Sally mit verblüffender Klarheit, hat eine Erkenntnis, die so deutlich ist, dass sie einfach wahr sein muss.

Der Fluss.

Ein Kind unter Wasser.

Für einen Moment weicht die Furcht zurück, als der Schock sie erschüttert und Kälte ihren Körper durchströmt. Der Moment dauert nur eine Sekunde. Dann rennt sie los.